

Feuertaufe

Es war, so meine ich mich zu erinnern, im Herbst 2010. Ich studierte evangelische Theologie an der lutherisch geprägten Fakultät der Universität Jena und hörte eine Vorlesung über Reformationsgeschichte. Luther war die überragende Gestalt dieser Vorlesung. Luther und die Reformation, das war – bei allen Ambivalenzen, die es in der Geschichte immer gibt – eine Erfolgsgeschichte. Diese Geschichte mit ihren theologischen Entdeckungen und wegweisenden Entscheidungen prägt uns bis heute; aus ihr lässt sich viel über unsere christliche und kirchliche Identität lernen. So hörte ich es als Pfarramtskandidat der Landeskirche im „Kernland der Reformation“, dem „Lutherland Thüringen“, wie es sich selbst aus touristischen Gründen im Rahmen des Reformationsjubiläums 2017 nannte.

Zeitgleich las ich ein Buch, das mir ein entfernter Verwandter empfohlen und geschenkt hatte, als er hörte, dass ich evangelische Theologie studiere: „Feuertaufe. Das radikale Leben der Täufer – eine Provokation“ von Peter Hoover. Das Buch ist kein distanziert geschriebenes historisches Sachbuch, sondern die engagierte persönliche Auseinandersetzung eines Mennoniten mit den Anfängen seiner Kirche – geschrieben in der Hoffnung, dass sich aus dem Geist der Täufer des 16. Jahrhunderts auch die mennonitischen Kirchen der Gegenwart erneuern lassen. Im Grunde ist Hoovers Buch eine Art täuferischer Märtyrerspiegel für das beginnende 21. Jahrhundert. Die Herausgeberin der deutschen Übersetzung schreibt in ihrem Vorwort: „Eine Provokation will zu einer Reaktion herausfordern. Häufig ist sie mit einer Regelverletzung verbunden. *Feuertaufe* ist so eine Provokation. Da schreibt ein Amerikaner, Nachkomme von Täufern, ohne Promotion, ja ganz ohne Hochschulstudium, über deutsche, schweizer und europäische Kirchengeschichte und stellt vieles in einem anderen Licht dar, als wir es von der ‚offiziellen‘ Kirchengeschichtsschreibung gewohnt sind. Und er entschuldigt sich dafür nicht einmal, sondern nimmt sich die Freiheit, die Dinge aus der so ganz anderen Perspektive seiner Gemeinschaft zu schildern – einer Perspektive, geprägt vom Erbe seiner Täufer-Vorfahren“ (Peter Hoover: *Feuertaufe. Das radikale Leben der Täufer – eine Provokation*, Berlin 2006, S. 5).

Die hervorragende Vorlesung über die Reformation, die ich im Theologiestudium hörte, während ich „Feuertaufe“ las, repräsentiert wohl

das, was in dem Zitat mit ‚offizieller‘ Kirchengeschichtsschreibung gemeint ist – auch wenn es so etwas natürlich nicht gibt. Gleichwohl: eine „Reformationsgeschichte“ hat in Deutschland in aller Regel (von Ausnahmen abgesehen) einen evangelischen Kirchenhistoriker, sozialisiert in den Landeskirchen, zum Autor. „Feuertaufe“ ist ein Buch über dieselbe Zeit. In ihm geht es jedoch um das Leben, den Glauben und das Ergehen zahlreicher Personen, die in der Vorlesung gar nicht oder nur ganz am Rande vorkamen. In ihm geht es auch, eher nebenbei, um Luther, Zwingli und weitere ‚große Reformatoren‘, aber diese Namen klingen in „Feuertaufe“ vollkommen anders – so gar nicht nach ‚großen Reformatoren‘.

Das Nebeneinander der beiden Perspektiven einer lutherischen und einer mennonitischen Reformationsgeschichte, es verstörte, provozierte und faszinierte mich. Es brachte mich zum Nachdenken: über Nachfolge Jesu und Rechtfertigungslehre, über Kontextualität und Kontinenz, über Radikalität und Kompromissfähigkeit, über biographische Prägungen, über Identitätsbildung und Geschichtsschreibung (auch wenn ich damals vielleicht nicht diese Begriffe gebraucht hätte).

Fünfzehn Jahre später darf ich Kirchengeschichte und Ökumenik lehren (was für eine geniale Fächerkombination an der Theologischen Hochschule Reutlingen!). Die Täufer spielen in der Reformationsgeschichte, wenn ich darüber spreche, sicherlich eine größere Rolle als bei den meisten Kolleginnen und Kollegen meines Faches. Und sie spielen wohl auch eine größere Rolle, als ihnen für die Entwicklungen der Reformationszeit zukommt, wenn man die Zeit aus der Vogelperspektive betrachten würde. Das ist eine bewusste Entscheidung. Jede Geschichtsschreibung ist eine Konstruktion, jede Geschichtsschreibung ist perspektivisch. Ich möchte verschiedene Stimmen zu Gehör bringen; und das heißt auch, dass manche Stimmen verstärkt werden müssen, wenn ihnen zeitgenössisch nicht die Aufmerksamkeit zukam, die ihnen gebührt (Vgl. exemplarisch Jonathan Reinert, Das Vaterunser in der vielstimmigen Reformationszeit, in: Mariano Delgado und Volker Leppin (Hg.): *Homo orans. Das Gebet im Christentum und in anderen Religionen* (Studien zur christlichen Religions- und Kulturgeschichte 30), Basel und Stuttgart 2022, S. 269–285). „Die ihnen gebührt“ – das ist freilich ein Urteil, das ich treffe, das ich bewusst treffe. Ich *möchte*, dass wir uns mit den Täufern beschäftigen, dass Theologiestudierende von ihnen wissen und einen Blick in ihre Schriften werfen, nicht nur in die von Luther oder Zwingli.

In unserem Lehrbuch „Methodik der Kirchengeschichte“ haben Tobias Jammerthal, David Burkhart Janssen, Susanne Schuster und ich im grundlegenden Kapitel „Kirchengeschichte als historische und theologische Disziplin“ formuliert: „Ohne dass der eigene kirchlich-konfessionelle Standort aufgegeben werden muss, kann und sollte dieser Ansatz (von Wolf-Friedrich Schäufele) zu einer bewusst ökumenisch geöffneten Kirchengeschichte weitergeführt werden. Im Sinne der Multiperspektivität kann anderen christlichen Perspektiven, die in der eigenen Geschichte ausgeblendet, unterdrückt, verketzert oder verfolgt wurden, eine Stimme gegeben werden. Sie sollten dabei nicht historiographisch absorbiert, sondern als kritisches Korrektiv in der eigenen Geschichte zur Geltung gebracht werden.“ (Tobias Jammerthal, David Burkhart Janssen, Jonathan Reinert und Susanne Schuster: Methodik der Kirchengeschichte. Ein Lehrbuch, Tübingen 2022, S. 12).

Der letzte Satz ist mir besonders wichtig. Provokative Stimmen müssen als provokative Stimmen stören. Man würde sie nivellieren und zum Schweigen bringen, würde man – und sei es aus ökumenischer Rücksicht – versuchen, sie harmonisch in *eine* Geschichte zu integrieren. Es bleiben verschiedene Perspektiven auf eine Zeit, verschiedene Reformationsgeschichten, die erzählt und gehört werden müssen. Nur so bleibt „das radikale Leben der Täufer – eine Provokation“.

Prof. Dr. Jonathan Reinert lehrt Kirchengeschichte und Ökumenik an der Theologischen Hochschule Reutlingen (Ev.-methodistische Kirche)

BURKHARD NEUMANN

Was das Täufergedenken uns heute bedeutet – eine katholische Perspektive

Da ich den Weg zur Feier des Gedenkens der ersten täuferischen Glaubenstaufe am 21. Januar 1525 in Zürich aus katholischer Perspektive ein wenig mit begleiten durfte, habe ich in den vergangenen Jahren sehr viel über die Geschichte und die Vielfalt, aber ebenso über die aktuellen Debatten innerhalb des Täuferturns lernen dürfen. In diesem Sinne nenne ich im Folgenden nicht nur rein sachlich einige Punkte, an denen die katholische Kirche von den Täufem gelernt hat oder lernen sollte, sondern verbinde sie mit persönlichen Eindrücken und Lernerfahrungen.